

Aber bei wem lebst du?

Beim Wirth.

Bei welchem Wirth?

Bei demselben, der meinen Mann verleitete, lieber Herr, und nach uns im Boote auf dem Liman kam. Er ist es selbst, der . . . (sie blickte schüchtern umher und vergoß von Neuem Thränen). Ein bitteres Loos ist das meinige, Herr. Nicht einmal mich zu ertränken erlaubten sie mir, als ich ins Meer springen wollte, dorthin, wohin die Gottlosen meinen armen Stephan gestürzt. Zuerst täuschte mich der Schiffsherr, indem er schwor, daß mein Mann während der Nacht sich auf ein anderes Fahrzeug, das uns begegnete, begeben, und daß wir ihn hier antreffen würden; hier angekommen, suchte er mich damit zu trösten, daß mein Mann bald kommen würde, endlich aber sagte man mir, er sei betrunken ins Meer gefallen. Aber ich glaubte ihnen gleich von Anfang an nicht, denn mein Herz sagte mir, was sie an dem armen Stephan verübt. Einmal, als der Wirth nicht zu Hause war, fing es einen unserer Knechte zu gereuen an, daß er schlechten Menschen gefolgt; er trat zu mir und wollte mich überreden, mit ihm zu entfliehen. Dabei gestand er mir, daß er, obwohl er selber damals betrunken gewesen, es gesehen habe und sich wohl erinnere, wie sie Stephan geplündert und ins Meer gestürzt hätten.

Und lebst du also hier, fragte ich weiter, auch als Magd?

Ja, antwortete sie zögernd, ich arbeite, was im Hause die Wirthschaft verlangt. . . nur habe ich leider meine Seele mit vielen Sünden belastet. . . . gezwungener Weise, lieber Herr; Sie wissen es selbst, wohin kann sich eine arme verlassene Frau wenden, wenn sie keinen freien Willen hat! — Und sie schluchzte von Neuem und begann wieder zu bitten. — Er hält mich, wie die Frau vom Hause, fuhr sie fort, nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte, und was ich schon für Schläge ausgehalten habe, wenn ich ihm nicht zu Willen sein wollte. . . . ich weiß wirklich nicht, wie ich noch am Leben bin. . . .

Da kehrte der Wirth zurück, trat ruhig in die Stube und Domacha wandte sich ab, um sich mit irgend etwas in der Wirthschaft zu beschäf-

tigen und ihre Aufregung zu verbergen; der Wirth setzte sich zu mir, freundlich und froh, unterhielt sich mit mir von allerhand Kleinigkeiten und entließ mich des andern Morgens unter Verbeugungen und mit vielem höflichen Bedauern, wobei er mehr als ein Mal Gott anrief, ohne welchen er, wie er sagte, nicht über die Schwelle ginge und von dem er, wenn es sein heiliger Wille wäre, jeglichen Segen sowohl für mich wünschte als auch für sich erwartete.

Friedrich Hecker.

Hecker ist eine gedrungene, dabei schlanke Gestalt, zierlich in allen seinen Bewegungen und höchst gewinnend im persönlichen Umgange. Blond ist sein Haar und sein Bart, beide lang gewachsen, und wenn nicht der Schnurrbart, stets durch und durch mit Schnupstaback verunreinigt, an moderne Zeiten erinnerte, so könnte man in diesem ausdrucksvollen, lebendigen, leidenschaftlichen Kopfe ohne alle Täuschung den Typus alter Heroenzeiten finden. Seine blauen Augen haben ein bei dieser Farbe seltenes Feuer: sie sprühen. Man beginnt neuerdings zwischen Rednern und Sprechern zu unterscheiden, in dem Sinne, daß jene die deutsche, diese die französische Art der Beredsamkeit darstellen. Hecker gehört zu den letzteren: er hat sich ganz nach Barreau und Tribune der Franzosen gebildet und verfügt mit usurpatorischer Gewalt über die Thatsachen und ihre Schilderung. Hinreißend, überwältigend ist seine Rede; sie strömt ihm wie ein Gießbach von den Lippen, mit einer Schnelligkeit, der die Feder des Geschwindschreibers kaum zu folgen vermag; ja sie scheint dem Gedanken selbst vorauszuweilen. Sein Witz lag stets bereit wie ein Häuflein Pulver, das nur des zündenden Funkens erwartet. Seine Zwischenrufe, die er keineswegs sparte, schnitten wie scharfe Scheeren die Rede des Gegners durch. Man bedurfte eines guten Gehörs auf der Galerie, um sie sich nicht entgehen zu lassen; denn ein schneidendes Wort von Hecker's wohlbekannter Stimme dazwischen geworfen, und ein allgemeines Gelächter im Saale, das folgt sich wie Blitz und Knall.